

„Märtyrer sterben nicht“

SPIEGEL-Redakteur Jürgen Hogrefe über den Totenkult der Terrorbewegung Islamischer Dschihad

Kein Mensch fährt nach Schadschaja, wenn er nicht unbedingt muß. Das schlammige Viertel am Stadtrand von Gaza ist noch trostloser als der Rest der zerlumpten Stadt. Doch heute scheint jeder nach Schadschaja zu wollen.

Wo die Menge sich am dichtesten drängt, flattern hoch über den Köpfen Wimpelreihen in den Farben Palästinas: Schwarz-Weiß-Grün-Rot. Aus schepfernden Lautsprechern dröhnt Musik, der Platz hängt voller Transparente. Schadschaja feiert ein Freudenfest – den Tod von Anwar Mohammed Sukkar.

Gestern noch war der 23jährige ein Namenloser, heute ist er ein Märtyrer, beneidet und geliebt. Gestern hat sich Anwar Sprengstoff um den Bauch gebunden und – gemeinsam mit einem Kampfgenossen – an einer Straßenkreuzung bei Netanja 19 Israelis in den Tod gerissen. Heute ziert sein Porträt, auf ein großes weißes Laken gemalt, die Vorderseite des Elternhauses.

Sein Vater Mohammed, 49, weiß immer noch nicht, wie ihm zumute sein soll. Als er die Nachricht vom selbstmörderischen Attentat seines Sohnes erfuhr, fiel er in Ohnmacht. Wenn man ihn allein ließe, würde er auch jetzt lieber weinen. Aber alle wollen ihm die Hände schütteln, sogar der Bürgermei-



Vater Sukkar (mit dem Bild seines toten Sohnes): „Er haßte die Juden“

ster, und ihm sagen, wie stolz er sein muß, Vater eines Märtyrers zu sein.

„Was Anwar gemacht hat, richtete sich gegen die Feinde, es war Gottes Wille“, tröstet ihn ein Nachbar. Auch Scheich Abdallah Schami hat ihn besucht. „Märtyrer sterben nicht“, sagte der Scheich, ein Führer des Islamischen Dschihad in Gaza, „sie kommen ohne

Umwege ins Paradies, wo sie das schönste Leben haben, das man sich denken kann.“

Anwars älteste Schwester fand morgens einen Brief ihres Bruders unter dem Kopfkissen. „Ich werde Vergeltung üben an den Söhnen der Affen und Schweine, den ungläubigen Zionisten, den Feinden der Menschheit“, kündigte der Attentäter darin an. „Ich werde meine heiligen Brüder treffen und alle Märtyrer im Paradies. Vergib mir.“

Anwar ist ein Kind der Intifada, aufgewachsen mit Steineschleudern gegen die israelischen Besatzer. Einmal, als er 18 war, mußte eine israelische Gewehr-kugel aus seinem Bein entfernt werden. Zweimal nahmen die Israelis ihn fest. „Ich habe Angst um ihn gehabt“, sagt sein Vater Mohammed, „er war immer vorneweg.“

Vor drei Monaten erst erfuhr Mohammed, daß sein Sohn sich besonders radikalen islamistischen Kämpfern angeschlossen hatte –



Trauerfeier für den Attentäter in Gaza: „19 Ungläubige auf einen Streich“

dem Islamischen Dschihad. Arafats Polizei, die jetzt in Gaza für Ruhe und Ordnung sorgen soll, hatte Anwar deswegen festgenommen und warnte den Vater.

Die Kampfzellen des Islamischen Dschihad operieren abgeschottet voneinander; auch die Familie soll kein Wort erfahren. Nach außen führen die Mudschahidin, die Todesmutigen, ein unauffälliges Leben. Anwar arbeitete am Tag vor seiner Bluttat wie immer in der väterlichen Tischlerwerkstatt. Wie alle in der Nachbarschaft haßte er „die Juden ganz, ganz stark“, erinnert sich sein Vater – nichts Besonderes in Schadschaja. Ungewöhnlich an dem Jungen sei nur gewesen, „daß er immer und immer in der Moschee gewesen ist“.

Vergebens stellte Mohammed seinen Sohn zur Rede. „Warum bist du gegen



PLO-Chef Arafat

„Niemand darf ausgegrenzt werden“

Verhandlungen?“ fragte er. Sei nicht genug geschossen worden? Warum er nicht „wie alle in der Familie für Arafats Fatah“ sein könne?

Unruhe erfaßt die Trauergemeinde. Zwei verummte Gestalten gießen Benzin auf eine israelische und eine amerikanische Flagge. Die Menge jöhlt, als die Flammen lodern. Flugblätter gehen hastig von Hand zu Hand. „Wir werden nicht aufhören, bis ganz Palästina frei ist – vom Meer bis zum Fluß“, heißt es darauf.

Die Polizei greift nicht ein. Arafats Autonomiebeamte haben sich davongemacht, nachdem sie von Jugendlichen angeschrien worden waren. „Sukkar ist der Mann der Männer“, riefen sie, und: „19 Ungläubige auf einen Streich.“

Vom Meer bis zum Fluß, dem Jordan – im Gegensatz zur friedensbereiten PLO, die den Judenstaat anerkannt hat, will der Islamische Dschihad immer noch den „Staat der Zionisten ausradieren“. Die Befreiung Palästinas werde der Funke sein für die Einnigung der ganzen arabischen und islamischen Welt, hat „der Doktor“ geschrieben, wie Fathi Schakaki, der in

„Optimist bleiben“

PLO-Chef Jassir Arafat über den gefährdeten Friedensprozeß

SPIEGEL: Nach dem Attentat von Netanja will Israel einen Grenzzaun um die besetzten Gebiete errichten. Zugleich sollen die jüdischen Siedlungen rund um Jerusalem ausgebaut werden. Ist der Friedensprozeß am Ende?

Arafat: Israelis und Palästinenser haben das Recht, für sich zu leben. Aber machen wir uns nichts vor: Wer jetzt noch jüdische Siedlungen baut, kann nicht ernst genommen werden, wenn er behauptet, mit den Palästinensern Frieden schließen zu wollen.

SPIEGEL: Ist Ihr Vertrauen in die Aufrichtigkeit und den Friedenswillen Ihrer Nobelpreis-Partner Jizchak Rabin und Schimon Peres erschüttert?

Arafat: Wir haben gewaltige Schwierigkeiten. Israel sträubt sich einzuhalten, was wir vereinbart haben. Die Verhandlungen sind festgefahren.

SPIEGEL: Wo hakt es denn?

Arafat: Es geht vor allem um die Wahlen für die gesetzgebende Versammlung, den palästinensischen Autonomierat, und um den vertraglich festgelegten Abzug der israelischen Besatzungsarmee aus palästinensischen Bevölkerungszentren. Außerdem warten wir immer noch darauf, daß uns längst überfällige Machtbefugnisse in verschiedenen lebenswichtigen Bereichen übertragen werden.

SPIEGEL: Aber muß sich nicht auch die PLO den Vorwurf gefallen lassen, Israels Sicherheitsinteressen nicht genügend berücksichtigt zu haben? Rabin verlangt, daß Sie energischer gegen die religiösen Extremisten der islamischen Hamas-Organisation und der Terrorgruppe Islamischer Dschihad vorgehen.

Arafat: Jeder weiß, daß die palästinensischen Sicherheitsdienste fest entschlossen sind, in den uns überantworteten Autonomiegebieten, also im Gazastreifen und im Raum Jericho, für Recht und Ordnung zu sorgen, wie uns auch US-Präsident Bill Clinton bestätigte. Im übrigen kann kein Land der Welt Terroranschläge mit hundertprozentiger Sicherheit unterbinden. Seit unsere Si-

cherheitskräfte ihre Arbeit aufgenommen haben, sank die Verbrechensquote entscheidend – übrigens eine Grundvoraussetzung für die Abhaltung von freien Wahlen.

SPIEGEL: Was muß geschehen, um den festgefahrenen Friedensprozeß wieder flottzubekommen?

Arafat: Das ewige Hinausschieben der Wahlen – sie sollten schon im Juli 1994 stattfinden – ist verheerend für die Glaubwürdigkeit des gesamten Friedensprozesses. Noch setzen wir alles daran, um rasche Lösungen für die wichtigsten Probleme zu finden. Wenn der Geist von Oslo sich nicht in Luft auflösen soll, muß Israel seine Friedensvereinbarungen sofort voll erfüllen – ohne Wenn und Aber. Darunter läuft nichts, basta.

SPIEGEL: Das Ergebnis könnte aber ganz anders aussehen, als Sie es sich wünschen. Hamas hat angekündigt, die Wahlen boykottieren zu wollen; die islamischen Extremisten wollen verhindern, daß der Friedensprozeß ein demokratisches Gütesiegel erhält.

Arafat: Ich habe zuverlässige Informationen, daß Hamas an den Wahlen teilnehmen wird. Die Islam-Parteien haben sich doch auch in Jordanien und in anderen arabischen Ländern die Chance nicht entgehen lassen, sich dem Volk zu stellen und ihre Vertreter ins Parlament zu entsenden.

SPIEGEL: Werden Sie denn wirklich allen politischen Parteien erlauben, sich zu beteiligen – Kommunisten ebenso wie den Fundamentalisten von Hamas?

Arafat: Ja, alle politischen Parteien müssen das Recht haben, sich dem Volk zu stellen; niemand darf ausgegrenzt werden, auch wenn manche Israelis das gern hätten.

SPIEGEL: Und was ist, wenn die israelischen Truppen sich nicht alsbald aus den Palästinenserzentren im Westjordanland zurückziehen und die von Ihnen ersehnten Wahlen in weite Ferne rücken?

Arafat: Ich möchte Optimist bleiben. Aber ich warne: Wenn die Versöhnung zwischen Palästinensern und Israelis scheitert, werden die negativen Folgen für den gesamten Nahen Osten und den Weltfrieden spürbar sein.

Damaskus lebende Chef der islamistischen Organisation, respektvoll von seinen Anhängern genannt wird. Der Titel seines Buchs klingt wie ein Kurzprogramm der Untergrundbewegung: „Chomeini – die islamische Alternative und Lösung“.

Bei den Jugendlichen, die in den Jahren der Intifada groß geworden sind, zündet derlei besser als Arafats Aufforderung zur Geduld. Für die Kinder aus den Flüchtlingslagern sind Arafat und seine PLO nichts als Büttel der Zionisten. „Marsch, Marsch auf Jerusalem“, skandieren die Trauergäste und „Sieg, Sieg bis zum Ziel!“ Ein Poster verheißt: „Wir werden Israel erschüttern bis in die Grundfesten.“

Mohammed, der Vater des neuen Helden von Schadschaja, ruht sich von

„Wir haben ein Treffen mit dem Blut, rot wie die sinkende Sonne“

all dem Händeschütteln und Umarmen aus. Er hat sich auf einen der weißen Plastikstühle für die Trauergäste gesetzt. Über eine Brache zwischen zwei Häusern haben Nachbarn und Freunde ein Zeltdach gespannt. An den Stützpfehlen hängen Kränze aus Palmwedeln, mit Blumen besteckt. Irgend jemand hat ein ungelinktes Bild gemalt, das den Märtyrer mit einer Kalaschnikow zeigen soll.

Beifall braust auf, als zwei Vermummte ein Transparent festzurren: „Wir haben ein Treffen mit dem Blut, rot wie die sinkende Sonne.“

Mohammed hört seinem zweiten Sohn zu, der ringsum erzählt, auch er habe anfangs um seinen Bruder weinen müssen. Das habe sich schlagartig geändert, als er im Fernsehen „das vergessene Blut und das zerfetzte Fleisch der Juden“ gesehen habe: „Da war ich glücklich. Nun bin ich stolz auf meinen Bruder.“

Heißer, bitterer Kaffee wird gereicht, wie üblich bei Trauerfeiern. Einige Jungen bieten süße Datteln aus Pappkartons an. Zu Mittag wird es Lammfleisch und gewürzten safrangelben Reis geben – kostenlos für alle.

„Schöner als eine Hochzeit“, strahlt Vater Mohammed, in dem allmählich der Stolz erwacht. Er könnte sich eine solche Feier niemals leisten. „Das alles bezahlt der Islamische Dschihad“, erklärt er den Männern, die um ihn herum auf den weißen Plastikstühlen sitzen, rauchen und sich mit ihm freuen.

Einer, der ihn trösten will, macht ihm noch einmal klar, welche Wonne es ist, ein Märtyrer zu sein: „Sofort in den Himmel. Er sitzt direkt bei Allah im Paradies.“ □

Das Erdbeben spielte russisches Roulette

SPIEGEL-Redakteur Tiziano Terzani über die Bewältigung des Desasters

Arme Japaner: Sie weinen nicht, sie jammern nicht, sie verzweifeln nicht. So sind sie erzogen. Sie scharren in den Trümmern, verbrennen ihre Toten und besichtigen mit ausdruckslosem Gesicht ihre eingestürzten Häuser. Als fühlten sie nichts, als wollten sie auch im vorbeigehenden Beobachter kein Gefühl, kein Mitgefühl erwecken.

Kobes Einwohner haben die schlimmste Katastrophe seit dem Krieg erlebt. Aber es fließen nur wenige Tränen, es erhebt sich kein Schrei, nicht einmal ein Schrei des Zorns über die verspätete und oft nutzlose Hilfe. Überall herrscht diszipliniertes, eisiges Schweigen.

Es ist nicht leicht, nach Kobe zu gelangen. Für den Superschnellzug aus Tokio ist Osaka neuerdings Endstation. Die Brücken sind zusammengekracht, und die Autobahn, die hoch über den vielstöckigen Häusern verlief, liegt wie ein totes Tier auf der Flanke. Ihre betonierte Pfeiler, so dick, daß sechs Männer sie kaum umfassen können, sind wie Streichhölzer geknickt.

Am schnellsten kommt man jetzt nach Kobe über das Meer. Die „Sylphide“,

eigentlich ein kleiner Luxusdampfer, pendelt ununterbrochen über die Bucht von Osaka, beladen mit Menschen, die Verwandten und Freunden Verpflegung bringen. Niemand an Bord spricht über das Unglück, niemand tauscht Erlebnisse oder leidvolle Erfahrungen aus. Als das Schiff in den Hafen einläuft, starren alle Augen auf die verlassene Mole, auf die verbogenen Kräne, die Container, die wie Bauklötze eines Spielzeugkastens zu Hunderten auf den aufgebrochenen und zerklüfteten Flächen liegen. Das unheimliche Schweigen wird nur durchbrochen durch die schrillen Schreie der Möwen.

Der Landgang ist wie eine Reise in eine andere Zeit, in der sich der Mensch seiner unendlichen Verwundbarkeit noch bewußt war. Hochhäuser aus Stahl und Glas liegen darnieder, als wären sie aus Papier gebaut gewesen. Andere stehen noch, aber gefährlich schief; wiederum andere sind um mehrere Stockwerke in sich zusammengesackt. Manche Hochhäuser sehen aus wie Betrunkene, die versuchen, sich gegenseitig zu stützen.

Der Asphalt ist voller Beulen und Spalten, Kantsteine sind zerkrümelt wie Zuk-



Obdachlose in Kobe: Die Nation wirkte in keiner Weise geschockt